

## = Kapitel 50 =

### **Das Geheimnis der beiden Schwestern.**

Kapitän Dorington war zu seiner Fregatte zurückgerudert, diese verschwand im Osten.

„So, jetzt wollen wir einmal nachsehen, was es mit den beiden Schwestern für eine Bewandnis hat!“ sagte ich.

Denn zu den beiden Schwestern wies uns die dritte der fünf geographischen Ortsbestimmungen, wie wir uns nun auf der Spezialkarte bereits überzeugt hatten, und es war uns gar nicht eingefallen, dem englischen Manofwar von diesem unserem Funde Mitteilung zu machen.

Was ging das denn den an?

Wenn wir nun dort Gold oder sonst etwas Wertvolles fanden?

Das wollten wir dann auch für uns behalten, keinen Mitfinder haben, mit dem wir hätten teilen müssen.

Also zu den beiden Schwestern, die sich östlich von den Falklandinseln mitten im Meere die Hände zu reichen suchen.

Das wollten wir dann auch für uns behalten, keinen Mitfinder haben, mit dem wir hätten teilen müssen.

Also zu den beiden Schwestern, die sich östlich von den Falklandsinseln mitten im Meere die Hände zu reichen suchen.

Die Falklandsinseln liegen 600 Kilometer von der Südostküste Patagoniens entfernt, bestehen aus zwei großen und zirka 200 kleineren Inseln. Entdeckt wurden sie ungefähr im Jahre 1600 von englischen Seefahrern, waren dann abwechselnd im Besitz von Franzosen und Spaniern, die sie vergeblich zu besiedeln suchten. Denn es sind ja trostlose Inseln. Der Boden ist ganz fruchtbar, aber der jahraus jahrein fast ununterbrochen wütende Sturm duldet auch an den geschüttesten Stellen nicht das Aufkommen eines einzigen Bäumchens.

Zuletzt saßen Argentinier drauf und gruben nach Zinn und Kupfer. Da kam 1840 ein englisches Kriegsschiff, jagte die Argentinier zum Teufel, in die Mitte der Inselgruppe wurde ein imaginärer Zirkel eingesetzt, mit 150 Kilometer Spannweite, ein Kreis geschlagen, und dann sagten die Engländer: Was innerhalb dieses Kreises von 300 Kilometer Durchmesser liegt, das ist englisches Gebiet, das hat uns der liebe Gott geschenkt. God save the Queen. Amen!

Nun, die Engländer haben aus den trostlosen Falklandsinseln etwas zu machen verstanden. Schaf- und Rinderzucht wird ganz intensiv betrieben, besonders das Fleisch dieser Falklandsrinder, die lebendig nach England transportiert und dort noch einmal gemästet werden, gilt als das vorzüglichste der Welt, ist in London pro Pfund nicht unter zwei Schilling zu haben. Aber die Engländer haben auch unter enormen Kosten jahrzehntelang erst eine besondere Rasse von Rindern und Schafen züchten müssen, welche dieses böse Klima

vertrugen! Außerdem wird ein besonderer, starkhalmiger Hafer massenhaft gebaut.

Das Kuriosum besteht hauptsächlich darin, daß die argentinische Regierung die Falklandsinseln noch immer als ihr Eigentum betrachtet. Es ist eine argentinische Kolonie. Solcher Kuriositäten gibt es aber noch eine ganze Menge, die nordische Bäreninsel wird gleich von vier verschiedenen Nationen beansprucht, von Rußland, Schweden, Dänemark und England, und der deutsche Jachtbesitzer Robert Braun ist es gewesen, der ich von dort jahrelang seine Kohlen geholt hat, ohne daß die Welt davon gewußt hat, bis es zufällig verraten wurde.

Nur die beiden großen Falklandsinseln kommen in Betracht, und die sind auch schon furchtbar schwer anzulaufen, nur in Port Stanley. Die anderen 200 Inselchen und Eilande, auf denen meist das manneshohe, staudenähnliche Tunsokgras ebenfalls üppig gedeiht, sind für die Menschen wegen der schrecklichen Brandung einfach unerreichbar. Auch mag es ihnen wohl an Trinkwasser fehlen.

Ungefähr 50 Kilometer von diesem englischen Kreisgebiet östlich entfernt stehen dann noch zwei mächtige Felsen einsam im Meer.

Sie sind nicht vom Himmel herabgefallen. Wohl sind die Falklandsinseln im großen und ganzen flach, aber hin und wieder erheben sich riesige Felsgebilde, jäh aus dem Boden sich emporreckend, bis zu 700 Metern. Dort hat es jedenfalls in prähistorischer Zeit einmal ganz anders ausgesehen, das war eine einzige große Steinmasse, die unterwaschen worden und zusammengestürzt ist, zu dieser haben auch noch die „beiden Schwestern“ gehört, die jetzt weit draußen im Meere ganz einsam stehen.

Also es sind zwei Felsen, die sich unvermittelt jäh aus dem Wasser emporrecken. Ihre Höhe hat man trigonometrisch auf 340 Meter berechnet, unten mögen sie einen Durchmesser von 200 Meter haben, sie sind also höher als breit.

Von weitem meint man nur einen Felsen zu sehen, und überhaupt ist die Spalte, die sie voneinander trennt, nur von Nordosten zu erblicken, ihr Abstand beträgt höchstens 30 Meter.

Diese Spalte scheint oben in schwindelnder Höhe früher einmal überbrückt gewesen zu sein, es recken sich hüben und drüben Felsvorsprünge vor, ungefähr wie Menschenarme aussehend, die sich gegenseitig die Hand reichen wollen.

„Die beiden Schwestern“ haben die Seefahrer diese zwei Felsen getauft. Sonst will man von ihnen nichts wissen. Man ist froh, wenn man sie gar icht zu Gesicht bekommt. An ein Herankommen ist natürlich gar nicht zu denken. Auch bei sonst stillster See, wenn schon wochenlang Windstille geherrscht hat, schäumt dort noch immer die fürchterlichste Brandung.

Und gerade für diese Spalte, welche die beiden steinernen Schwestern voneinander trennt, galt die dritte jener Bestimmungen, für den nordöstlichen Teil, das war auf der Spezialkarte ganz deutlich zu erkennen.

Was sollte denn dort zu finden sein?

Nun, wir mußten eben sehen.

Und jetzt lagen die beiden Schwestern vor uns.

Ein ganz imposanter Anblick, diese beiden kolossalen Felsmassen, einsam und verlassen mitten im Meere. Natürlich hielten wir uns in respektvoller Entfernung, drei Seemeilen ab, denn die letzte Zeit war durchaus nicht windstill gewesen, vielmehr sehr stürmisch, und auch jetzt wehte noch eine tüchtige

Brise, und dort am Felsen schäumte und kochte es denn ganz fürchterlich. Alles ein einziger weißer Wogenschwall.

„Kiek, dort oben steiht see, siehst De se?“ hörte ich einen Matrosen zum anderen sagen.

„Jau, jau,“ entgegnete der andere, dessen Wiege in Ostfriesland gestanden war, dicht bei Jever, „jau, jau. Is dat de Lowise?“

„Nee, dat is de Ida.“

„Was schwatzt Ihr da?“ fragte ich.

Die beiden wurden etwas verlegen, packten dann aber aus.

Zum ersten Male hörte ich, daß über diese beiden Felsen auch eine Sage ging. Doch natürlich, zwei solche einsame Felsen mitten im Meere mußten unter den Seeleuten doch auch ihr Märlein haben. Ich hatte davon nur noch nichts gehört, es gibt deren Märlein und Gespenstergeschichten auch gar zu viele.

Die beiden Schwestern hießen diese Felsen nicht nur darum, weil sie so dicht nebeneinander standen und sich die Hand reichen wollten, sondern auf ihnen hausten auch wirklich zwei Schwestern, zwei verwunschene Schwestern.

Es war der Loreleifelsen des Meeres, gleich in doppelter Ausgabe. Was die beiden weiblichen Menschenkinder bei Lebzeiten ausgefressen hatten, daß sie nach ihrem Tode dort oben herumspuken und auch noch friedliche Schiffer ins Verderben locken mußten, darüber herrschten die verschiedensten Ansichten. Die verbreiteste war die, daß sie die Töchter eines holländischen Kapitäns gewesen, diesen immer auf seinen Seefahrten begleitend, und in ihrer ungemeynen Liebesbedürftigkeit hatten sie nach und nach die ganze Schiffsbesatzung totgemacht.

Dafür hatte der Himmel sie zur Strafe in diese beiden Felsen verwandelt, oder sie dort oben draufgesetzt, da mußten sie als Geister spuken, immer noch herrliche Jungfrauen, und durch Winken und ihren Gesang die vorbeifahrenden Schiffe anlocken. Wer hinfuhr, der fuhr natürlich in sein Verderben, zerschellte an den Felsen.

Es gab also auch noch andere Lesarten, aber darin waren sich alle einig, daß die eine Luise und die andere Ida geheißten hatte und also noch so hieß.

„Jawohl, jawohl, da sind sie, da sind sie, die Ida und die Luise!“ fing Oskar, der eben erst aus der Koje kam, jetzt zu schreien an. „Hört Ihr sie singen? Seht Ihr sie winken? Fix, Jungens, jetzt das Gegenzauberlied, sonst lassen wir uns betören, also los—erst den Zauber gegen die Ida, eins zwei, drei...“

Und er fing an zu singen, mit beiden Armen den Takt schlagend und brüllend, und doch gar nicht so übel fiel der ganze dreistimmige Männerchor der Argonauten, der unterdessen zusammengekommen war, mit ein:

*„Und das ist die reizende Iiiiiida,  
Zeigt sie sich, ruft alles: ei siiieh da,  
Nee so enne Ida wie diiiiida,  
Die war aber ooch werklich no niiiiie da.“*

Das war das Zauberlied gegen die Verlockungskünste der Ida, nun bekam auch die „Lowise“ das ihre ab. Das kann ich aber nicht wiedergeben, das ist zu unanständig.

Nein, diese Matrosen! Nichts weiter als Unsinn im Kopfe, nichts weiter als Unsinn! Diese deutschen Matrosen, muß man aber betonen.

Wie gesagt, ich hatte von diesen beiden Schwestern wohl schon gehört, aber noch nichts von dieser Sage und von den Zauberliedern, die deutsche Matrosen singen, wenn sie die beiden Felsen einmal zu Gesicht bekommen. Erst jetzt hörte ich davon. Die Welt ist eben gar zu groß, solcher Sagen und Märlein und Gebräuche sind gar zu viele.

Wir undampften langsam die ganze Felsmasse, immer in vorsichtiger Entfernung.

Ja, wozu aber diese geographische Ortsbestimmung, die sich auf jene Spalte bezog?

Wir wußten es nicht. Und da sich in Vermutungen ergehen, das hatte doch gar keinen Zweck. Ich wenigstens tat es nicht, wollte da auch nichts hören.

So waren wir ungefähr auf unseren alten Punkt zurückgekommen, lagen nordöstlich von den Felsen.

„Dort ist sie, dort oben steht sie und winkt!“ erklang da der Ruf.

Ja, wahrhaftig! Dort oben auf dem Felsenrand in schwindelnder Höhe stand ein winziges Menschlein.

Sehr weitsichtige Augen konnten es schon so erkennen, und durch ein gutes Fernrohr sah man deutlich, daß es den weiten Gewändern nach ein Weib sein mußte, außerdem flatterte im Wind ihr langes, blondes Haar.

„Und da eine zweite!“

Wahrhaftig, jetzt standen zwei Weiber dort oben.

Na, nun wars ja gut! was sollte man denn zu diesem Rätsel sagen? Wie kamen denn die beiden Weiber dort oben hinauf? Denn mit solchen Gespenstergeschichten wollen wir hier doch nicht erst anfangen.

„Sie haben Fernrohre, sie semaphorieren!“

Die eine, die mit den schwarzen Haaren, begann jetzt, in jeder Hand ein Fernrohr, das erst auf uns gerichtet gewesen war, zu semaphorieren, ganz regelrecht in englischer Sprache.

„Hülfe, Rettung!“ waren die beiden ersten Worte.

Ich war schon zu unserem Semaphorapparat gesprungen und gab das Verstandenzeichen.

„Wer seid Ihr? fragte ich dann.

„Die—beiden—Töchter—des holländischen—Kapitäns—Pooteken.“

So hatten wir buchstabiert. Was die anderen dachten, ging mich nichts an, ich hatte nur den Semaphorapparat zu bedienen.

„Wie kommt Ihr dort hinauf? war meine nächste Frage, zu der man gar nicht so lange Zeit braucht. Die beiden Flügel spielen schneller als die einer Windmühle, jede gedrehte Stellung ist also ein Buchstabe. Es geht schneller als ein langsames Schreiben.

„Wir—werden—von—Kapitän—Satan—hier—gefangen—gehalten.“

Hallo!

Deshalb also jene geographische Bestimmung für diese Felsen! Jetzt kam Licht in die Finsternis.

Auch ich war zuerst doch so bestürzt, daß ich das Verstandenzeichen vergaß.

Da wurde dort oben das fragende Zeichen gegeben, ob wir das Letzte verstanden hätten. Ich holte es schnell nach.

„Abholen, uns befreien!“ fuhr es oben fort, natürlich immer möglichst lakonisch.

„Wie abholen?“

„In die Spalte hineinfahren.“

„Unmöglich.“

„Nein. Direkt hineinfahren.“

### Illustration

„Gerettet, gerettet, endlich von dieser Gefangenschaft erlöst!“ jauchzten die beiden jungen Mädchen, als sie die Argonauten in der Felsenhöhle erblickten.

Die konnten von dort oben wahrscheinlich gar nicht den unteren Teil des Felsens sehen, wußten nichts von der Brandung, oder die Mädchen verstanden so etwas eben nicht zu würdigen.

„Unmöglich. Furchtbare Brandung. Alles zerschmettert.“

„Nein. Mächtige Ölquelle. Wasser ganz ruhig. Einfahrt ganz gefahrlos. Nur Mut.“

Da stutzten wir! Dort war irgendwo eine mächtige Ölquelle? Ja, dann allerdings konnten die Verhältnisse in Wirklichkeit ganz andere sein, als es von hier aussah.

Hierzu bemerke ich aber, daß es durchaus nichts genützt hätte, Petroleum oder anderes Öl auszugießen. Man hätte eine ganze Schiffsladung von 10.000 Tonnen auslaufen lassen können, die Brandung dort wäre nicht etwa verschwunden, hätte sich nicht im geringsten beruhigt. Gegendie Küstenbrandung versagt dieses Mittel vollständig.

Weshalb, das kann ich hier nicht ausführen. Das sind Verhältnisse, welche man einem Laien niemals schildern kann, in denen sich aber auch der Seemann oftmals vollständig irrt.

Aber dort selbst eine kontinuierliche Ölquelle? Das wäre etwas anderes gewesen!

„Ein kontinuierliche Ölquelle?“

„Ja. Zwischen den Felsen. Ganz still. Einfahrt ganz gefahrlos. Nur Mut.“

„Wir kommen.“

Meine Zusage war etwas übereilt. Ich hatte doch nicht den Ausschlag zu geben, selbst die Mannschaft war erst zu befragen, es handelte sich doch um ein Wagnis auf Tod und Leben.

Und da ereignete sich an Bord der ARGOS etwas sehr, sehr Merkwürdiges.

Ich will es ganz kurz machen, mit Worten ist es auch kaum zu schildern, der Leser muß sich selbst in die Gemütsverfassung aller dieser Menschen zu versetzen suchen.

Es waren Seeleute, die meisten von ihnen abergläubisch, glaubten an den fliegenden Holländer und an andere Gespenster, ohne selbst zuzugeben, daß sie daran glaubten.

Verspotten sich selbst und glaubten dennoch daran. Der Leser merkt wohl schon, daß so etwas nicht zu schildern ist.

Kurz und gut, die meisten dieser einfachen Männer zweifelten nicht daran, daß die beiden Weiber dort oben nur Trugbilder der Hölle waren, die uns zwischen diesen Felsen in das Verderben locken wollten, und dennoch zögerte keiner auch nur einen Moment, in die kochenden Strudel hineinzufahren.

Es handelt sich hierbei um eine Art von Heroismus, für welche besondere Art der Mensch noch keine Bezeichnung erfunden hat.

Übrigens fällt mir hierbei ein tiefsinniges Wort Artur Schopenhauers ein:

„Um sich nicht vor Geistern zu fürchten, muß man an Geister glauben.“

Mag der Leser sich dieses Wort selbst auslegen, ich vermag es nicht.

Aber mir ist einmal in einem lichten Moment meines Gedankenlebens die klare Erkenntnis gekommen, daß es so und nicht anders ist!

„Ja, wir steuern hinein, und wenn es auch Kinder der Hölle sind, die uns dort zerschmettern wollen.“

Das war die einstimmige Antwort auf die an alle gerichtete Frage, ob sie bereit wären, es zu riskieren oder nicht.

Das hatte doch einige Minuten in Anspruch genommen, und die beiden Weiber fürchteten wohl, wir könnten anderen Sinnes werden, sie riefen durch Winken wieder an, und sie sprachen das aus, was hier gedacht worden war, negierten es, hatten also die Gedanken erraten, die an Bord dieses Schiffes zum größten Teile herrschten.

„Wir—sind—keine—Sirenen—keine—Gespenster. Wir sind hilflose Mädchen. Erbarmen.“

„Wir kommen!“ semaphorierte ich zurück, und die letzten Vorbereitungen wurden getroffen, vor allen Dingen die Korkfänder klar gemacht.

Aber noch einmal wurde beraten. Oder es war doch Kapitän Martin, der einen Vorschlag machte.

„Wollen wir nicht zuerst einen Versuch mit einem Boote machen, mit der Dampfbarkasse?“

„Das könnten wir ja!“ meinte ich. „Wer will es zuerst riskieren?“

„Ich—ich—ich—ich...“

Sie alle wollten das Versuchskaninchen spielen.

„Nun, dann können wir auch gleich alle zusammen bleiben, der Versuch wird gleich mit dem ganzen Schiffe gemacht!“ sagte die Patronin, und sie allein hatte ja zu bestimmen.

Noch einmal mußte ich anfragen, ehe wir die Fahrt antraten.

„Wohin steuern?“

„Direkt in die Spalte hinein!“ buchstabierten die geschwungenen Arme zurück.

„Mit welcher Fahrt?“

„Wieviel macht Ihr?“

„Bis zwölf Knoten.“

„Volle Fahrt.“

„Sonst noch Vorschriften?“

„Nein. Ganz gefahrlos.“

„Feinde dort?“

„Nein.“

„Wir kommen. Schluß.“

Also nun mal los!

Und wir legten los, Kapitän Martin selbst am Steuerrad. Was nämlich bei einer solchen Gelegenheit betont werden muß, weil sonst der Kapitän das Steuerrad gar nicht anrührt, auch der Steuermann nicht. Wenn es in einer Erzählung heißt, die auf einem modernen Seeschiffe spielt: der Steuermann stand am Steuer, steuerte selbst... dann weiß man schon, daß der betreffende Erzähler noch gar kein Schiff gesehen hat, mindestens von den Verhältnissen gar keine Ahnung hat.

In was für einer Lage wir uns fünf Minuten später befanden, kann ich unmöglich schildern. Um uns herum alles eine weiße Gischt, mag das genügen.

„Na gute Nacht, Georg, lebt wohl Ihr alle.“

Und dann plötzlich, da...

Da dachte ich plötzlich an ein arabisches Märchen.

Überhaupt prachtvoll, diese arabischen Märchen! Die Sinnparabeln meine ich.

Der Engel des Lebens begegnet dem eilenden Engel des Todes.

„Wohin gehst Du, mein Bruder?“ fragt der erstere.

„Ich gehe nach Damaskus, um zehntausend Menschen mit der Pest zu schlagen.“

Vier Wochen später treffen sich die beiden wieder.

„Du sprachst die Unwahrheit,“ sagte der Engel des Lebens, „Du hast in Damaskus fünfzigtausend an der Pest sterben lassen.“

„Mit nichten. Ich schlug nur zehntausend—die anderen vierzigtausend sind vor Angst gestorben.“

Wunderbar ausgedrückt! Ich glaube, so kurz, um eine tiefsinnige Wahrheit auszudrücken, kann nur der sonst so schwatzhafte Orientale sein.

Aber an diese Parabel dachte ich damals nicht. An eine andere.

Um eine Festung rotiert blitzschnell eine hohe Mauer. Sie hat ein weites Tor, immer offen, aber dieses dreht sich doch mit so blitzschnell.

Ein Ritter will in die Festung hinein, muß hinein.

Doch wie da hineinkommen?

Nun, er stemmt einfach die Lanze ein, setzt sich fest, gibt dem Rosse die Sporen, sprengt los... und ist drin in der Festung!

An dieses tiefsinnige arabische Märlein dachte ich, als wir urplötzlich in ganz stilles Wasser hineinschossen, dort aus den furchtbaren Wirbeln heraus.

Links und rechts himmelhohe, ganz glatte Felswände, dazwischen spiegelglattes Wasser, und dieser friedliche Kanal an beiden Enden von schäumenden Wogenbergen ganz scharf begrenzt.

Man frage mich nicht, wie so etwas möglich ist. Der Physiker kann es im Laboratorium durch ein Experiment im Kleinen vorführen, daß hier auf dem Wasser eine dicke Ölschicht schwamm, das machte es aus. Mehr noch aber, daß von irgendwoher ununterbrochen neues Öl hinzufloß.

Doch wolle man mich auch nicht weiter fragen, wohin denn nachher das Öl abfloß. Nach Südwesten zu dem Kanal hinaus, das kann ich sagen. Aber wohin dann weiter? Weshalb merkte man dann südwestlich von diesen Felsen nichts von solch einem Ölstrom?

Wenn ich das beantworten soll, so könnte man mich ebensogut fragen, wo denn die ungeheure Menge von Kohlensäure bleibt, welche die zahllosen Vulkane auf der Erde tagtäglich aushauchen, wo man doch mit Gewißheit konstatieren kann, daß seit Jahrhunderten der Kohlensäuregehalt in der Atmosphäre um kein tausendstel Prozent zugenommen hat, obgleich die Wälder, welche am meisten Kohlensäure schlucken, doch immer abnehmen.

Das sind eben nur ungeheure Mengen in den Augen von uns rechnenden Menschlein, im Haushaltungsbuche der Natur sind es verschwindende Nullen.

Und genauso war es hier. Wohl floß ständig massenhaft Öl ab, aber jenseits der Felsen war keine Spur nachzuweisen, wie sich später auch Doktor Isidor in seinem Laboratorium abmühte. Das unendliche Meer verschlang alles Öl. Oder vielleicht auch, daß in der furchtbaren Brandung eine mechanisch-chemische Zersetzung des Öles stattfand, von der wir noch gar nichts wissen, weil wir künstlich sie nicht nachahmen können.

Es war ein dickes, weißes, durchsichtiges, völlig geruchloses Erdöl, flüssigem Paraffin gleichend, das in einer Schicht von acht Zentimetern Dicke auf dem Wasser schwamm.

Solche Untersuchungen stellten wir jetzt zwar nicht an, aber die Dickflüssigkeit und völlige Geruchlosigkeit fiel uns doch sofort auf. Gewöhnliches Erdöl, Petroleum und dergleichen, hätte ja tüchtig gestunken.

Die hüben und drüben senkrecht aufsteigenden Felswände waren wohl glatt wie die Mauern, zeigten aber doch hin und wieder Öffnungen von Höhlen, und an einigen der unteren, wenige meter über Wasser, verrieten Ringe und andere Vorrichtungen, daß dies Anlegeplätze für Schiffe waren.

„Kinder, wir sind in dem Räubernest des SEETEUFELS!“ flüsterte ich mit einiger Erregung, als wir langsam und immer langsamer, das Schiff sich auslaufen lassend, durch den Kanal fuhren, der also etwa 30 Meter breit war.

„Räubernest?“ wiederholte Kapitän Martin.

Er hatte recht—recht wie immer. Weil der Kapitän Satan hier solch einen Schlupfwinkel hatte, deswegen brauchte er noch keine Seeräuberei zu treiben. Aber... die Vermutung rückte doch immer näher.

„Wo sind denn nun die beiden verhexten Jungfrauen?“

Nun, wenn die innerhalb des Felsens Leitern oder Treppen benutzen mußten, um von dort oben hier herab zu kommen, da konnten sie ja eine Weile abwärts steigen. 340 Meter, das ist ungefähr die fünfzehnfache Höhe eines vierstöckigen Hauses, und in zehn Minuten, die wir nur gebraucht hatte, steigt man weder in die 60. Etage hinauf noch herab.

„Hoffentlich sind die Jungfrauen noch nicht gar zu alt!“ meinte oskar, der sein Maulwerk nun einmal nicht halten konnte, wenn er nicht unbedingt mußte. „Wann sind die denn damals vom Teufel geholt und hierher verpflanzt worden?“

„Am 29. Februar 1644 früh um halb neun!“ konnte Klothilde sofort angeben, die überhaupt in allen Seemannssagen durchaus firm war. Und nun der Schelm, den die im Nacken sitzen hatte, noch einen ganz anderen als unser Segelmacher. „Es war gerade ein Schaltjahr.“

„Nach Christi Geburt?“ fragte Oskar noch.

„Nach Christi.“

„Na, dann sind sie ja noch keine 400 Jahre alt, dann können es auch noch keine ägyptischen Mumien sein.“

„Wir kommen sofort!“ erklang da von oben eine Frauenstimme.

Wir sahen in halber Höhe des rechten, westlichen Felsens einen schwarzhaarigen Kopf durch eine kleine Öffnung herausblicken.

Das heißt, es gehörten gute Augen dazu, um das sogleich unterscheiden zu können, die Frau mußte auch eine gute Lunge haben, um gehört zu werden.

„Legen Sie nur irgendwo an, wo es für Ihr Schiff paßt!“ fuhr es oben fort. „Alle Wassermi-  
nen und sonstige Höllenmaschinen oder Selbstschüsse sind abgestellt.“

Der Kopf verschwand.

Oho!

Wassermi-  
nen und sonstige Höllenmaschinen!

Also der Herr des SEETEUFELS hatte sich vor unerwünschtem Besuch gesichert.

Hier unter uns lagen Seeminen, in einer Tiefe von nur neun Metern, wie wir schon sondiert hatten, es gab auch noch sonstige Höllenmittel.

Na, dann wollten wir nur hoffen, daß die wackeren Mädchen all dieses hübsche Teufelszeug wirklich gut abgestellt hatten, daß wir nicht etwa in die Luft flogen und dann unsere Gliedmaßen einzeln zusammensuchen mußten.

Ich spreche so, um auszudrücken, in welcher Gemütsverfassung wir uns befanden. Wir sprachen damals nämlich wirklich so, dachten auch so, es war keine Blasphemie dabei.

Also nevermind, wir legten an. Entweder wir flogen, oder wir flogen nicht. Wir sind nicht geflogen. Und auch sonst tat es nirgendwo knallen. Nur absichtlich haben wir es später mehrmals knallen lassen, da hat es uns aber natürlich nichts geschadet.

Es war eine geräumige Höhle, vor der wir gerade so recht bequem festmachen konnten, dann mit einem großen Schritte an Lande gehen.

Wenn es eine natürliche Höhle war, so hatte man sie mit Hilfe des Meißels wohl nur etwas viereckig gemacht. Darin lagen Taubündel und Korkfänder und andere Utensilien, deren man beim Festmachen des Schiffes und ähnlichen Manövern bedarf, auch einige größere und kleinere Anker.

„Ei sieh da,“ sagte ich sofort, auf einen respektablen Anker deutend, auf dem beim Schmieden zwei Namen geschaffen worden waren, „ein Anker von der PENNSYLVANIA aus Philadelphia, ein Dampfer, der vor zwei Jahren nach Singapore ging, zuletzt in der Nähe des grünen Kaps gesichtet wurde und dann spurlos verschwand, wie ich zufällig weiß—und hier sein Buganker—ei, das läßt ja schon tief blicken!“

Ehe wir weitere Untersuchungen anstellen konnten, flatterte es durch eine Öffnung im Hintergrund herein, zwei Frauengewänder, und sie befanden sich in unserer Mitte.

„Gerettet, gerettet, endlich von dieser Gefangenschaft erlöst!“ wurde zweistimmig gejauchzt; oder gejaukt, wie der Matrose sagt.

Aber die eine war blond, die andere schwarz—den Haaren nach, meine ich—und dieser Farbenunterschied war auch sehr gut, denn sonst sahen sich die beiden zum Verwechseln ähnlich, was besonders daher kam, weil es, wie ich gleich verraten will, Zwillingsschwestern waren, und weiter will ich, nur Oskaras wegen, gleich erwähnen, daß sie die zwanzig noch nicht viel überschritten hatten und daß es zwei bildhübsche Mädels waren. Die blonde hieß Senta, die schwarze Nora—ebenfalls sehr leicht zu merken. Ich als Vater hätte die Hellblonde allerdings Blanca genannt. Wenn schon, denn schon.

Man konnte es den beiden armen Mädchen nicht verübeln, wenn sie erst ein bißchen weinten, ehe sie erzählen konnten, und das mußte schon deshalb in der Kajüte oder überhaupt an Bord geschehen, weil es Kapitän Martin doch mit anhören wollte und weil der ohne ganz triftigen Grund, wenn ihn nicht direkt die Pflicht dazu rief, doch niemals sein Schiff verließ, und wenn es auch an Land Goldstücke geregnet hätte—nein, sogar Kautabaksröllchen, brasilianische Sweetspons dulcissimi.

Ich gebe nun die Erzählung der beiden Schwestern wieder—den Bericht über ein fürchterliches Ereignis aus dem Seemannsleben.

Johann Pooteken hatte schon jahrzehntelang als Kapitän Schiffe einer Antwerpener Reederei über den Ozean geführt, zuletzt den HELIOS, einen Dampfer von 3000 Tonnen.

Wie mancher Kapitän hatte auch er seine ganze Familie ständig bei sich an Bord: seine Frau, die beiden Zwillingstöchter Senta und Nora und seinen einzigen Sohn Stephan, der zuletzt unter des Vaters Kommando als zweiter Steueremann fuhr.

Vor vier Jahren sollte der HELIOS seine letzte Fahrt machen, und mit ihm die ganze Besatzung.

Er war mit Kaffee, Zucker und Spirituosen nach Kapstadt bestimmt gewesen. Auf der Höhe von St. Helena trat das schreckliche Ereignis ein.

Nach dem zweiten Frühstück fühlten sich plötzlich alle an Bord befindlichen 38 Menschen von einem heftigen Unwohlsein befallen, mit Schwindel verbunden. Die beiden Schwestern konnten nur berichten, daß sie einen nach dem anderen hatten umfallen sehen—„der Tee war vergiftet!“ hatten sie den Vater noch stöhnen hören, dann hatte auch sie das Bewußtsein verlassen.

Nora war die erste gewesen, die wieder zu sich gekommen. Da hatte vor ihr ein fremder Mann gestanden.

„Hallo, mein Täubchen, hast Du endlich ausgeschlafen?“ hatte er gelacht.

„Wer sind Sie?“

„Kapitän Satan vom SEETEUFEL.“

Er berichtete, und auch die andere Schwester konnte es mit anhören, die sich ebenfalls bald wieder erholte. *Bald* nach ihren damaligen Begriffen.

Schon vor drei Tagen hatte der SEETEUFEL, der aber damals noch kein Torpedojäger, sondern ein normaler Frachtdampfer war, der aber eben auch schon diesen Lieblingsnamen des satanischen Kapitäns geführt hatte, den steuerlos treibenden HELIOS gesichtet.

An Bord begeben—alles tot gefunden! Mit entstellten Gesichtern hatte die ganze Mannschaft dagelegen.

„Ihr habt euch einfach vergiftet,“ sagte Kapitän Satan, „und zwar mit dem Tee beim zweiten Frühstück, von dem wir noch Reste vorfanden; die Frühstückstafel war ja noch gedeckt, die Matrosen lagen vor der Back im Mannschaftslogis. Der Tee enthielt Grünspahn, das haben wir dann gleich konstatiert, es wurde etwas davon unserer Schiffskatze eingeflößt, und die verreckte alsbald daran. So ists auch Euch ergangen. Nur Ihr beiden Mädels gabt noch schwache Lebenszeichen von Euch, und dank meiner unermüdlichen Bemühungen ist es mir gelungen, Euch ins Leben zurückzurufen, hä hä hä. Ihr habt wohl nur sehr wenig von dem Tee getrunken, eh?“

Sicher nicht weniger als die Mutter, die aber auch ihren Tod gefunden hatte und bereits wie alle anderen Toten über Bord gewandert war.

Doch was blieb denn den beiden armen Mädchen anderes übrig, als alles zu glauben, was der Unhold ihnen da vorschwatzte. Man muß sich überhaupt in ihre Verfassung hineindenken.

Sehr bald aber sollten ihnen die Augen aufgehen.

Natürlich war der HELIOS von der fremden Mannschaft besetzt worden, oder doch von der Hälfte. Der SEETEUFEL selbst aber hatte einen anderen Kurs eingeschlagen.

Da tauchte ein französisches Segelschiff auf, nannte Namen und Heimathafen.

„HELIOS, Antwerpen,“ gab dieses Schiff natürlich zurück, dann aber wurde hinzugesetzt: „Kapitän Pooteken.“

Und sonst nichts weiter. Noch ein Flaggenruß, und der HELIOS dampfte weiter nach Süden.

Die beiden Schwestern waren zwar nicht an Bord geboren, aber doch auf dem Schiffe groß geworden, kannten alle seemännischen Verhältnisse, konnten auch solche Flaggensignale mitlesen.

Das war doch natürlich ganz inkorrekt gewesen, Kapitän Pootelen war ja tot! Und überhaupt, der ganze Vorfall hätte doch dem anderen Schiffe gemeldet werden müssen, das war direkte Vorschrift!

Was soll denn das?! Weshalb verschweigen Sie dem Schiffe den schrecklichen Vorfall?!

Ehe sie noch eine Antwort erhielten, sahen sie einen Mann, durch dessen Anblick ihnen die Augen aufgingen.

Den Koch, den man in Antwerpen auf den HELIOS neu angemustert hatte, und dessen teuflisches Grinsen, wie er zu den beiden Schwestern schielte, zu ihnen eine höhnische Bemerkung machte, sagte ihnen alles.

„Unser Koch ist mit Ihnen im Bunde, er hat uns vergiften müssen!“ war Senta die erste, die das sofort rief.

„Endlich erraten!“ grinste der Teufelskapitän. „Ich bewundere Ihren Scharfsinn, hä hä hä. Nun können Sie auch alles erfahren. Ja, dieser vortreffliche Koch gehört mit zu jener Bande, er hat den Tee vergiftet, gleichzeitig aber auch dafür sorgen müssen, daß Sie, meine beiden jungen Damen, das Gegengift in Ihre Tassen bekamen, damit ich Sie dann noch am Leben fand. Denn ich kenne Sie schon lange, habe Sie bereits mehrmals gesehen. Sie haben mich schon immer entzückt und sollen mir fernerhin das Leben versüßen.

„Also nun ohne Umschweife gesagt: ich bin Pirat, ein direkter Seeräuber, ein solches Vergiften von ganzen Schiffsbesatzungen ist meine Spezialität. Der Koch war beordert, das Vergiften auf einem bestimmten Breiten- und Längengrad auf der Höhe von St. Helena zu besorgen, wir hielten uns hier schon in der Nähe auf, nur ein Wink, wir kamen heran, bemächtigten uns des Schiffes. Das ist aber nicht schon vor drei Tagen, sondern erst vor drei Stunden geschehen. Trotzdem sind die Leichen schon alle über Bord, Sie sind die einzigen Lebendigen. Aber einmal hätten Sie es schließlich doch erfahren müssen. Und nun erlauben Sie, daß ich Sie hier einstweilen in diese Kabine einsperre. Versuchen Sie nicht etwa einen Selbstmord, es gelingt Ihnen nicht, Sie werden ständig durch ein Löchelchen beobachtet. Auf Wiedersehen, meine holden Damen, entstellen Sie Ihre schönen Augen nicht durch zu viel Weinen, Sie sollen es herrlich bei mir haben—wenn Sie artig sind, hä hä hä.“

So sprach der Unhold und schloß die Tür zu.

„Wir wurden zu diesen beiden Felsen gebracht, die beiden Schwestern genannt, wo der Piratenkapitän ein regelrechtes Räubernest angelegt hat, und hier werden wir nun seit vier Jahren gefangen gehalten.“

So schloß Nora, die am meisten erzählt hatte, ihren Bericht, der vorläufig die Hauptsache enthalten hatte.

Es läßt sich denken, wie erschüttert wir Zuhörer waren, was für Gedanken auf uns einströmten.

Also dieser Kapitän Satan war wirklich ein regelrechter Seeräuber, einer der scheußlichsten Unholde, den die Erde wohl je gesehen. Gegen den waren die alten Flibustierkapitäne ja die reinsten Waisenknaben gewesen, trotz aller Untaten, die sie begangen. Die hatten aber doch wenigstens ritterlich gekämpft, beim Erbeten der Schiffe ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt.

Natürlich mußten wir noch viel mehr erfahren, und Kapitän Martin war es, der das Examen übernahm.

„Well, wie sind Sie sonst behandelt worden?“

„Ganz gut, das müssen wir trotzdem anerkennen. Nur daß uns die Freiheit fehlte.“

„Inwieweit die Freiheit?“

„Wir haben sechs große Zimmer zu unserer Verfügung gehabt...“

„Hier in diesen Felsen sechs große Zimmer?“

„O, wie diese Felsen ausgehöhlt sind, und was diese alles enthalten! Sie werden staunen, wenn Sie die Räume durchwandern, wie wir gestaunt haben, obgleich wir doch ganz andere Gedanken im Kopfe hatten, und wir sind ja auch erst seit zwei Tagen frei, und während dieser Zeit sind wir noch längst nicht durch alle Felsen gekommen...“

„Erst seit zwei Tagen sind Sie frei?“

„Wir haben unsere fünf Wächter überwältigt, sie in eine Falle gelockt...“

„Wie, es sind fünf Männer hier?!“

„Wir haben sie eingesperrt.“

Die Schwestern berichteten näher, wie sie das angefangen hatten. Ich will es ganz kurz wiedergeben.

Zu den sechs Räumen, die ihnen zur Verfügung gestellt, gehörte auch eine separierte Felsenkammer.

Natürlich hatten sich die beiden in den vier Jahren fortwährend mit Fluchtgedanken getragen, aber jeden Fluchtplan hatten sie wieder verwerfen müssen, es wäre auch nicht möglich gewesen, über die Leichen ihrer Wächter zu gehen.

Endlich war es ihnen doch geglückt. Senta hatte vorgestern ein Unwohlsein erheuchelt, Nervenanfälle, die sich bis zur Tobsucht gesteigert hatten, die beiden speziellen Wächter hatten sie nicht halten können, einer nach dem anderen war herbeigeeilt, trotzdem hatte sich das kräftige Mädchen losgerissen und war in jene Kammer gestürzt, alle ihr nachgerannt, zum zweiten Male sich losgerissen, die Tür hinter sich zugeschmettert und zugeriegelt... da waren die fünf Mann gefangen gewesen!

Man sieht wohl, daß dies einfacher zu erzählen ist, als es in Wirklichkeit auszuführen gewesen war, und doch hatten es die beiden Mädchen nicht ausführlicher geschildert.

„Sind die fünf Männer dort auch wirklich ganz sicher aufgehoben, daß sie sich nicht etwa befreien können?“ mußte dann natürlich Kapitän Martins erste Frage sein.

„Sie sind es, ein Sprengen der schweren, eisernen Tür ist ganz unmöglich.“

„Ist eine Öffnung vorhanden, durch welche man sie beobachten kann?“

„Ja, zwei. Ein Fenster, das auf der Ostseite ins Freie führt, so eng, daß niemand auch nur den Kopf durchstecken kann, und eine zweite an der Decke, allerdings viel weiter, da könnte ein Mann durch, aber die Decke ist wohl zehn Meter hoch.“

„Ist das Loch nicht zu erreichen?“

„Nein, es müßten sich denn alle fünf Mann übereinanderstellen, und auch dann würde der oberste wohl noch nicht hinaufreichen.“

„Indem sie Möbel übereinanderbauen?“

„Es sind keine vorhanden, die Felsenkammer war immer ganz leer.“

„Haben die Leute Waffen bei sich?“

„Das wohl, aber sie nützen ihnen nichts, und wir hüteten uns, wenn wir durch die Deckenöffnung zu ihnen sprachen, wenn wir ihnen Essen und Wasser gaben.“

„Trotzdem, es muß unser erstes sein, diese fünf Männer vollends unschädlich zu machen. Herr Kollege, wollen Sie... halt! Was hat das mit den Seeminen und Höllenmaschinen, von denen Sie sprachen, für eine Bewandtnis?“

„Überall sind solche hier gelegt. Kapitän Satan selbst hat uns in alles eingeweiht, wie die Sprengminen funktionieren und wie sie abzustellen sind, tat es mit einem eitlen Behagen. Denn dieser Mann ist furchtbar eitel, renommirt gern.“

Ja, das hatten auch wir schon bemerkt.

„So waren Sie nicht immer in Ihre sechs Räume gesperrt?“

Nein, nicht wenn Kapitän Satan hier anwesend war, dann genossen wir viel mehr Freiheit, durften uns überall frei bewegen, allerdings immer unter Aufsicht. In des Kapitäns Abwesenheit aber wurden wir immer eingeschlossen gehalten. Jedenfalls aber stimmt das mit der Abstellung der Minen und sonstigen Sicherheitsmaßnahmen, darüber haben wir uns immer mit solchen Fluchtgedanken beschäftigt, ganz genau orientiert.“

„Nun vorwärts, dann erst einmal die fünf Männer völlig unschädlich und in unsere Gewalt gebracht!“ rief Kapitän Martin, sich dabei an mich wendend. „Eine der Damen wird Sie führen, die andere bleibt hier, um mir weiter zu berichten. Nehmen Sie genügend und geeignete Leute mit.“

In wenigen Minuten hatte ich diese ausgewählt und sich bereit machen lassen, alle Hauptpersonen kamen mit, denn das war jetzt doch das Interessanteste, also auch die Patronin und Klothilde. Nora führte uns, Senta blieb an Bord zurück.

Also wieder in die Höhle, durch den hinteren Ausgang kamen wir in einen Korridor, es ging eine Treppe hinauf. Hier und da brannte eine große Lampe, an Öl war hier ja kein Mangel.

Auch wir konnten uns ja von dem Mädchen weiter berichten lassen, aber jetzt war keine Zeit dazu, erst wollten wir uns der Hauptaufgabe entledigen. Wir befanden uns ja in einer äußerst gespannten Stimmung.

Auf diesem kurzen Wege bekamen wir nicht eben viel zu sehen. Nackte Korridore, hin und wieder eine eiserne Tür, nichts weiter.

„Wohin führen diese Türen?“

„Sie verschließen Wohnräume der Mannschaft oder Vorratsmagazine!“ lautete die Antwort. „Die können Sie nachher besichtigen. Hier wurden wir eingeschlossen gehalten.“

Nora hatte eine der eisernen Türen geöffnet. Es waren fünf sehr schön und zum Teil prächtig eingerichtete Wohn- und Schlafzimmer, die wir durchschritten. Die kostbarsten Teppiche, die künstlerischsten Möbel, ornamentaler Schmuck überall, auch ein Konzertflügel war vorhanden.

Doch jetzt war die schmiedeeiserne Tür für uns die Hauptsache, welche Nora als die betreffende bedeutete. Diese Felsengewölbe hier waren ja nicht von vornherein als Damenboudoirs bestimmt gewesen, sie waren auch sonst nicht durch Türen voneinander getrennt, die viereckigen Durchlässe waren nur durch schöne Portieren verhängen, nur hier diese letzte Kammer war mit solch einer eisernen Tür verschlossen, die Kapitän Satan wohl in einem Hafen hatte nach Maß fertigen lassen, um sie dann hier anzubringen.

„Hier drin sind die fünf Männer.“

Wir schoben natürlich nicht gleich den schweren Riegel zurück, sondern pochten erst gegen die Tür.

Aber wie wir auch dagegen donnerten und was wir auch für Fragen stellten, es erscholl keine Antwort, und ein Guckloch wie bei Gefängnistüren war nicht vorhanden.

Weshalb antworteten sie nicht? Was ersannen die für eine List? Oder waren sie tot?

„So müssen wir uns noch eine Etage hinaufbegeben, von dort oben kann man also durch ein Deckenloch hineinsehen.“

Wir taten es, verließen diese Räumlichkeiten wieder, erstiegen auf Umwegen vom Korridor aus noch eine Treppe, kamen in diese Gegend zurück.

In einer Kammer, die einige Mehlsäcke und Proviantkisten enthielt, befand sich in der Mitte des Bodens eine eiserne Platte, sie konnte in Angeln emporgehoben werden, wir blickten durch eine Öffnung in jene verschlossene Kammer hinein.

Schauerlich war der Anblick, der uns erwartete. Dort unten war der ganze Boden eine einzige Blutlache, in der fünf regungslose Menschen lagen. Tot. Sie alle hatten sich mit ihren Messern die Pulsadern aufgeschnitten, hatten sich verblutet. Sie mochten gehört oder sonstwie bemerkt haben, daß dieses Räubernest von einer fremden Macht besetzt worden war, oder vielleicht genügte auch schon die Erkenntnis, daß sie von den beiden Mädchen rettungslos hier gefangen gesetzt worden waren—da hatten sie einfach gemeinschaftlichen Selbstmord begangen.

„Wann haben Sie die fünf Männer zuletzt lebendig gesehen?“

„Heute früh, als wir ihnen zwei Krüge mit Wasser hinabließen.“

„Sie sprachen nicht von Selbstmord?“

„Nein, sie legten sich aber nicht mehr wie gestern aufs Bitten, machten auch keine Versprechungen mehr, schienen sich ganz in ihr Schicksal ergeben zu haben.“

„Da gingen sie wahrscheinlich schon mit Selbstmordgedanken um.“

„Jedenfalls.“

Nun, zuerst mußten wir sehen, ob in einem nicht doch vielleicht noch Leben war, daß wir ihn noch zum Sprechen bringen konnten.

Also schleunigst wieder hinab, in die Kammer eingedrungen. Nein, da war nichts mehr zu machen. Bei allen war schon die Leichenstarre eingetreten.

Ich sah einige Zeit zu, wie sich Doktor Isidor mit den starren Körpern beschäftigte. Er studierte wohl eben die Todesstarre.

### Illustration

„Ob es mir wohl erlaubt sein wird, daß ich die Leichen sezieren?“ meinte er.

„Da müssen Sie, wenn Sie dazu erst eine Erlaubnis brauchen, wohl die Patronin fragen!“ entgegnete ich und verließ die Kammer.

Die Patronin hatte bei dem entsetzlichen Anblick nicht lange verweilt, hatte sich mit Nora gleich wieder entfernt, wahrscheinlich hatte auch Klothilde einen Wink bekommen.

Ich hörte die drei Damen hinter einer Portiere sprechen, mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch noch für mich verständlich, und ich hatte keinen Grund, mich diskret zurückzuziehen. Wollten die drei nicht belauscht werden, dann hätten sie noch vorsichtiger sein müssen. Übrigens war es gar nichts so Schlimmes, worüber sie sich unterhielten, wenn allerdings auch nicht gerade in öffentlicher Männergesellschaft angebracht.

„Der Kapitän ist Ihnen wirklich mit keinem Worte zu nahe getreten?“ fragte die Patronin.

„Niemand auch nur mit einem einzigen Worte, nicht mit einem Blicke!“

„Das finde ich seltsam. Auch keiner der anderen Männer?“

„O, wenn sich der Kapitän uns gegenüber so benahm, wie hätte das dann ein anderer wagen dürfen? Hier herrschte eine geradezu furchtbare Manneszucht!“

„Ja, weshalb eigentlich hielt er Sie hier gefangen?“

„Eigentlich nur, damit wir ihn, wenn er hier anwesend war, unterhielten.“

„Womit unterhielten?“

„Ganz harmlos. Wir mußten ihm etwas auf dem Klavier vorspielen, etwas vorsingen, oder wir spielten zusammen Karten, Whist oder Tarok oder dergleichen—ganz harmlos. In dieser Hinsicht war der sonst so furchtbar blutige Seeräuberkapitän gar kein unrechter Mensch—ja sogar ein tadelloser Ehrenmann und Gentleman. Eben gerade in dieser Hinsicht, uns beiden Mädchen gegenüber, und dasselbe galt von allen seinen Leuten.“

„Das finde ich seltsam!“ hörte ich die Patronin wieder sagen und sah sie im Geiste den Kopf schütteln. „Sie verzeihen doch und verstehen doch wohl auch, wenn ich da etwas seltsam dabei finde.“

„Ich verstehe, und ich glaube, Ihnen dafür eine Erklärung geben zu können.“

„Was für eine?“

Eine Pause des Zögerns trat ein, und ich zog mich nicht zurück.

„Es ist... mir etwas fatal... aber es muß sein! Ich glaube fast, daß dieser Kapitän Satin ursprünglich ein geborener Russe ist. Oder doch seiner Abstammung nach. Ich habe mich mit Senta oft darüber unterhalten. Und mehr als die Hälfte seiner Mannschaft sind Russen, das wissen wir bestimmt.“

„Russen? Was wollen Sie hiermit andeuten?“

„Sie ahnen nichts?“

„Durchaus nicht.“

„Haben Sie noch nichts von der russischen Sekte der Proslewiten gehört?“

Die Patronin verneinte, ebenso Klothilde.

Mir aber ging plötzlich eine Ahnung auf.

Denn ich hatte schon von diesen russischen Proslewiten gehört.

Sie bilden eine religiöse Sekte, deren Mitglieder teils als Mönche in Klöstern leben, teils aber auch wie andere Menschen Berufsgeschäften nachgehen.

Woher der Name kommt, weiß ich nicht, es scheint nur die Verstümmelung eines russischen Wortes zu sein, und... diese Männer verstümmeln auch sich selbst!

Die Mönche haben natürlich die drei üblichen Gelübde abgelegt: das der Keuschheit, der Armut und des unbedingten Gehorsams gegen ihre Oberen.

Die außerhalb des Klosters lebenden Laienbrüder halten nur das erstere Gelübde, das der Keuschheit.

Von den in Rußland lebenden Deutschen werden sie infolgedessen einfach „Weiberhasser“ genannt, es gibt auch einen entsprechenden russischen Namen dafür.

Da nun solch ein Gelübde nicht so einfach zu halten ist, zumal außerhalb eines Klosters und von Gefängnismauern, so verstümmelten sich diese Menschen in ihrem religiösen Wahnsinn selbst!

In Rußland ist das allgemein bekannt, auch in Amerika, besonders in Kanada, wo es mehrere solcher Proslewitensekten gibt, als die fleißigsten Ackerbauer und solidesten Bürger lebend, es steht auch im Konversationslexikon.

Da, wie mir dies noch durchs Herz zuckte, kam Doktor Isidor.

„Waffenmeister, ich habe bei Untersuchung der Toten eine Entdeckung gemacht! Es ist nicht nötig, daß sie Menschenfleisch essen, um alle so eine fette Fistelstimme zu bekommen. Haben Sie schon einmal von den russischen Proslewiten gehört?“

Also ich wußte es bereits.

„Wer hätte es für möglich gehalten, daß solche wahnsinnigen Brüder auch zur See fahren!“ sagte ich nur.

„Nun, warum denn nicht. In Kanada gibt es ihrer genug, da hat solch eine Gesellschaft eben einmal ein Novascotiaschiff bemannt. Der Kapitän Satin ist

einfach selbst Proslewite, hat sich solche Sektenbrüder zusammengelesen, sie als Matrosen ausgebildet, wenn es noch keine gewesen sind.“

Dasselbe hatten inzwischen die drei Damen dort hinter der Portiere unter sich abgemacht, mit noch leiserer Stimme.

„Geben sich diese Proslewiten auch dem Genusse von Menschenfleisch hin?“ hörte ich jetzt Klothilde wieder lauter fragen.

„Ob es Menschenfresser sind? Davon habe ich niemals etwas gehört!“ entgegnete Nora.

„Also auch bei der Mannschaft des SEETEUFEL haben Sie so etwas nicht gemerkt.“

„Daß die Menschenfleisch verzehren?!“ erklang es im Tone des höchsten Staunens. „Um Gotteswillen, wie kommen Sie auf solch einen schrecklichen Verdacht?!“

„Nun,“ erwiderte Klothilde ausweichend, „solchen Bluthunden, welche ganze Schiffsbesatzungen vergiften, um die Fracht zu erbeuten, die auch in anderer Weise Unnatürlichkeiten begehen, denen ist doch auch wohl so etwas wie Menschenfresserei zuzutrauen. Also Sie haben niemals so etwas bemerkt?“

„Niemals, niemals! Dort an Bord nicht und auch hier nicht in den vier Jahren.“

Schon vorher war Juba Riata zu uns getreten, hatte dieses Letzte noch gehört, mochte sich auch schon mit Doktor Isidor darüber unterhalten haben.

„Dennoch bleibt mein Verdacht bestehen, daß diese Leute, Menschen braten und verzehren!“ sagte der jetzt. „Ich täte meinem braven Harras geradezu unrecht, wenn ich glaubte, er hätte sich diesmal getäuscht, als er bei Witterung des Kapitäns so schrecklich heulte, wie immer, wenn er gebratenes Menschenfleisch riecht.“

Ich ließ es dabei bewenden, räusperte mich stark und schlug die Portiere zurück, die mich von den drei Weibern trennte.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe und Ihrer Unterhaltung ein Ende mache. Miß Pooteken zeigt uns wohl erst einmal die Vorrichtung mit den Sprengminen, wie die an- und abgestellt werden, das muß jetzt wohl unser Nächstes sein.“

„So begeben wir uns hinauf!“, sagte das Mädchen, von ihrem Sitze aufstehend. „Es ist eine Wachtstube, die ganz oben direkt unter dem Plateau liegt. Wir können den Fahrstuhl benutzen, der freilich nur drei Personen trägt, und viel schneller als der Treppenaufstieg geht es auch nicht.“

„Wie, auch einen Fahrstuhl gibt es hier?“

„Ich werde ihn Ihnen zeigen.“

Nur ein kurzer Gang durch den Korridor, und wir standen vor einem Schacht, der seitwärts in der Felswand hinauf und hinabließ. Sonst erblickten wir nur vier starke Drahtseile und ein dünneres Tau, an welchem letzterem Nora kräftig zog, und nach kurzer Zeit kam von unten eine Plattform herauf, an den vier Drahtseilen hängend, auf der noch ein großes Wasserfaß stand.

Es war ein sehr primitiver Aufzug, die Plattform lief immer direkt von oben bis nach unten, konnte auch diesem Wege nicht angehalten werden, wer an anderer Stelle, das heißt in einer anderen Etage mitwollte, mußte eben schnell eintreten, und so taten auch wir drei Personen, Nora, die Patronin und ich.

Während der Auffahrt gab sie eine Erklärung, die ich hier in anderer Form wiederhole, auch gleich noch anderes hinzufügend.

Die beiden Felsen waren durchlöchert wie Ameisenhügel. Ob es natürliche Höhlungen waren, oder ob sie von Menschenhänden geschaffen worden waren,

das konnten die beiden Schwestern nicht sagen, darüber hatte ihnen Kapitän Satan keine Erklärung gegeben, wahrscheinlich weil er es selbst nicht wußte. Ebenso aber hatte er ihnen auch nicht gesagt, wie er in den Besitz dieses Geheimnisses gekommen war. Denn einmal mußte er es schließlich doch von anderer Seite erfahren haben, daß ein Fahrzeug es ohne Gefahr riskieren durfte, direkt in die furchtbare Brandung hineinzufahren, um zwischen die beiden Felsen zu gelangen.

Kurz und gut, sie waren durchlöchert wie die Ameisenhaufen, und eine Kammer hing immer mit der anderen zusammen, und wo das nicht der Fall war, da gab es doch Verbindungsgänge, also Korridore, wie wir sagen, von denen die Gewölbe wieder abgingen.

Ja, die beiden Felsen besaßen auch eine unterseeische Verbindung, ein Gang unter Wasser führte von einem zum anderen.

Oben zeigten die beiden gleichhohen Felsen ganz glatte Plateaus. Völlig eben waren sie nur scheinbar für das Auge, in Wirklichkeit neigte sich die Fläche von allen Seiten etwas zur Mitte, wo sich ein großes, tiefes Bassin befand, das ganz sicher von Menschenhänden ausgearbeitet worden war, als Zisterne, in die also alles Regenwasser laufen mußte.

Da nun jedes Plateau der beiden Felsen ungefähr 200 Meter lang und ebenso breit war und da in dieser regnerischen Gegend jährlich mindestens anderthalb Meter Höhe Regen fiel, so lieferten diese beiden Plateaus zusammen jährlich 120.000 Kubikmeter Wasser, welche nach runder Rechnung genügt hätten, um 50.000 Menschen jahraus jahrein den Durst zu löschen.

Allerdings hätten da, um kein Wasser zu verlieren, die Zisternen noch viel größer angelegt werden müssen. Wenn sie sich nach starken Regengüssen gefüllt hatten, so flossen sie über, das Wasser floß nach Süden ab, dann also ergoß sich bei starkem Regen dort von oben ein Wasserfall herab.

Aber das überschüssige Wasser, das man nicht zum Trinken und zu häuslichen Arbeiten gebrauchte, wußte man hier auch noch auf andere Weise zu verwenden, es mußte vorher eine Arbeitsleistung ausführen.

Nicht weit von der Zisterne—es gilt aber immer für alle beiden Plateaus—war ein Loch durch die Felsendecke gebohrt, ein gebogenes Eisenrohr, als Heber dienend, führte in den Schacht, in dem der Fahrstuhl lief.

Nun war eine ganz einfache Vorrichtung vorhanden, durch einen Ruck an ein Seil wurde ein Hahn gedreht, ein in dem Rohr angebrachtes Ventil öffnete sich, das Wasser lief in ein auf der Plattform stehendes Faß, war dieses gefüllt, so schloß sich das Ventil von selbst, ein zweiter Ruck an dem Seil, jetzt war der Mechanismus gelöst, das Wasserfaß glitt herab und zog auf der anderen Seite eine zweite Plattform herauf, die das Gewicht von drei Menschen tragen konnte.

War das Faß unten, so entleerte es sich durch halbes Umkippen von selbst, wurde durch das Gewicht der Hinabfahrenden wider hinaufbefördert, füllte sich wieder und das unten in eine zweite Zisterne geflossene Wasser konnte noch immer benutzt werden.

Man sieht, die ganze Vorrichtung, ist nicht so leicht zu beschreiben. Aber der geneigte Leser wird mich wohl verstanden haben. Jedenfalls war alles ganz einfach und dennoch ideal ausgedacht.

Wir hatten die Oberste Etage erreicht, über die sich die noch mächtige Felsendecke wölbte. Nora führte uns in einen Raum, welcher der Hauptsache nach eine elektrische Akkumulatorenbatterie enthielt, von der sehr viele grünnumspinnende Kupferdrähte ausgingen.

An der Wand war auf einer Leinwand von mehreren Quadratmetern die ganze Anlage im Grundriß und Aufriß aufgezeichnet, woraus man deutlich ersah, wo im Wasser des Kanals wie in den unteren Felsenkammern alle die Sprengmaschinen lagen, wie sie mit dieser Zündbatterie verbunden waren.

„Nur dieser Kontakt braucht gelöst zu werden, dann sind sämtliche Minen ausgeschaltet!“ erklärte Nora.

Die ganze Vorrichtung war so einfach, daß ich dies selbst sofort herausgefunden hätte. Wir durften uns wegen dieser Explosionsminen in Sicherheit fühlen.

„Was ist das hier für ein Rohr?“

„Ein Sprachrohr, das zum Plateau führt, auf dem sich immer ein Wächter befinden mußte. Ein zweiter Mann war ständig auf dieser elektrischen Station.“

„Wie gelangt man auf das Plateau hinauf?“

Das war nur von außen möglich. Dicht in der Nähe einer Fensteröffnung dieses Raumes war eine eiserne Leiter angebracht, noch sechs Meter hatte man zu steigen, dann befand man sich auf dem Plateau dieses Felsens.

Ich stieg sofort hinauf und hielt Umschau. Nichts als das endlose Meer war zu sehen, nur mit dem schärfsten Fernrohr konnte man gerade noch die höchsten Kuppen der Falklandsinseln erkennen.

Die beiden Schwestern, die auf einem Schiffe als Töchter eines Kapitäns groß geworden waren, erklärten dann ganz offen, wie wenig sie Hoffnung gehabt hätten, auch nach Überwältigung ihrer Wächter diese Felsen verlassen zu können.

Diese gefährliche Gegend hier wurde von allen Seefahrern wie die Pest gemieden, und auch das Feuer des größten Scheiterhaufens, hier oben angezündet, hätte nicht von den Falklandsinseln aus erblickt werden können. Wohl strahlen die modernen Leuchttürme ihre Blinkfeuer noch viel weiter als 50 Kilometer aus, aber was meint man wohl, was hierzu für Einrichtungen gehören, diese ungeheuren Reflexspiegel, und dann das „Blinkfeuer“, das immer nur ab und zu aufzuckt, einen blendenden Strahl um sich schleudert, das ist eben die wirksame Hauptsache dabei.

„Was hätten Sie denn nun getan, wenn der SEETEUFEL zurückgekommen wäre?“ fragte ich Nora, die mir wie die Patronin auf das Plateau gefolgt war.

Fest blickte mich das junge, schöne Mädchen an, und ebenso festen Tones erklang es:

„Eine von uns war immer hier oben, um die Rückkehr des SEETEUFEL zu erwarten. Wir hätten ihn in den Kanal einlaufen lassen. dann ein Druck auf einen Knopf, und wir hätten die Welt von menschlichen Ungeheuern befreit. Unsere weitere Rettung hätten wir Gott überlassen. Er hat Sie uns gleich am zweiten Tage zugesandt. Ja, weshalb eigentlich haben Sie sich diesen unheimlichen Felsen so weit genähert?“

Ich erzählte ihr von dem Fund in dem hohlen Kolben des Revolvers, ohne mich jetzt auf Einzelheiten einzulassen. Aber vergebens hatte ich gehofft, die Schwestern könnten uns Näheres mitteilen, was die anderen vier geographischen Ortsbestimmungen zu bedeuten hätten.

Es war überhaupt sehr wenig, was sie uns jetzt und später über die Lebensweise dieser modernen Seeräuber mitteilen konnten.

Kapitän Satan hatte den beiden Mädchen gegenüber nur immer renommiert, daß er der größte und blutigste Pirat der Jetztzeit sei, hatte sie in alle hiesigen Einrichtungen eingeweiht, aber was er außerhalb dieses Schlupfwinkels trieb, welche Schiffe er erbeutete, was er mit dem Raub machte, darüber hatte er

niemals gesprochen, auf solche Fragen hatte er immer nur sein höhnisches Kichern gehabt.

Wann und wie oft er hier einlief, das war gänzlich verschieden, manchmal mehrmals im Monat, einmal war er länger als ein Jahr ausgeblieben.

„Wieder eine ganze Besatzung vergiftet und das Schiff eingebracht!“ grinste dieser Teufel dann händereibend.

Aber was es für ein Schiff war, mit was befrachtet gewesen, wo es blieb, das erfuhren die Schwestern nicht.

Nun, das Schiff wurde dann eben, nachdem die wertvollste Fracht hier ausgeladen worden war, draußen im Meere versenkt. Dann blieb die Ladung einige Zeit hier liegen, alle verräterischen Zeichen der Verpackung wurden entfernt, vielleicht auch wurde sie ganz umgepackt, dann wurde sie auf den SEETEUFEL verladen und weiter verkauft, direkt oder indirekt durch Zwischenhändler, durch Helfershelfer, die dieser moderne Seeräuber jedenfalls in aller Welt besaß.

Sonst konnten uns die Schwestern nur noch berichten, daß der SEETEUFEL hier auch Öl einnahm, um es unter den Kesseln zu verfeuern. Die ganze Feuerungsanlage wird danach eingerichtet, daß sowohl Kohlen wie Öl benutzt werden konnten, welches einfach eingespritzt wurde. Solche doppelten Anlagen gibt es schon auf vielen Dampfern, zumal auf amerikanischen, wir selbst aber hatten noch gar nicht gewußt, daß auch dieser Torpedojäger eine solche besaß.

Die mächtige Ölquelle befand sich innerhalb des östlichen Felsens, es brauchte nur ein mit dem Pumpwerk verbundener Schlauch eingelegt zu werden.

Dies zu wissen war uns sehr wichtig. Also der zum Pirat erklärte Kapitän hatte gar nicht nötig, wegen Kohlen einen Hafen anzulaufen. Aber hierher mußte er unbedingt ab und zu kommen, um seinen verbrauchten Ölvorrat zu ergänzen. Vorausgesetzt, daß er nicht noch anderswo geheime Kohlenlager oder Ölquellen kannte.

Die Mädchen konnten uns seine Räumlichkeiten zeigen, die er bei seiner Abwesenheit hier bewohnte. Ein Schreibtisch und ein Panzerschrank waren vorhanden, wir verstanden alles zu öffnen, niemals erfolgte eine unheilvolle Explosion. Wie fanden fremde Schiffspapiere und anderes Material genug, das dem Kapitän Satan einfach den Hals brach, aber nichts, was über sein sonstiges Treiben etwas verraten hätte, ebensowenig bares Geld oder sonstige Schätze, wenn man davon absehen will, was er zur Ausschmückung der Wohnräume für seine weiblichen Gefangenen verwendet hatte, natürlich alles von erbeuteten Schiffen zusammengeraubt, wie sich manchmal auch noch konstatieren ließ.

Was sich sonst noch alles an Waren der allerverschiedensten Art in den unteren Gewölben vorfand, mit deren Aufzählung will ich gar nicht erst anfangen, denn da würde man nie fertig. Jedenfalls aber war es genug, um ein halbes Dutzend großer Frachtdampfer damit zu füllen.

Einem trägen Leben hatten sich diese modernen Seeräuber nicht hingegeben, fleißig waren sie gewesen, das mußte man ihnen lassen.—

Nachdem wir genügend Umschau gehalten hatten in den gefüllten Magazinen und sonstigen Räumen, woran sich auch Kapitän Martin beteiligte, weil dies seine Pflicht war, saßen wir wieder in der Kajüte zur Beratung zusammen, telefonisch mit dem Plateau verbunden, auf das wir natürlich Wachen gestellt hatten. Der SEETEUFEL konnte ja zurückkommen. Wegen der eventuellen Si-

gnale, die er von seinen eigenen Leuten erwartete, konnten uns die Schwestern freilich gar nichts sagen.

Der Leser dürfte sich wundern, was bei dieser Beratung herauskam..

Ja, es wäre ja alles wunderschön gewesen.

Nämlich wenn wir uns selbst hier in diesem meerumbrandeten Felsennest festgesetzt hätten. Hier hätten wir ja erst recht die freien Seekönige spielen können, welche die andere Welt gar nicht mehr brauchten. Wasser war immer genug vorhanden, auch wir hätten eine Einrichtung für Ölfeuerung mit leichter Mühe anbringen können, dann hätte es sich nur noch um Proviant gehandelt, den wir uns schon verschaffen wollten. Auf ganz ehrliche Weise.

Wer wollte uns denn hier etwas anhaben? Die Kriegsschiffe mochten nur kommen! Das hier war bisher herrenloses Gebiet, wir hatten es besetzt, nun wollten wir es auch verteidigen, uns Anerkennung verschaffen.

Ja, das wäre alles ganz schön gewesen—wenn die internationalen Seegesetze nicht gewesen wären, diktiert von der Moral und dem Gewissen ehrenwerter Männer.

Wir waren ganz einfach verpflichtet, unsere Entdeckung so bald als möglich im nächsten Hafen den Behörden oder dem nächsten uns begegnenden Kriegsschiffe anzuzeigen!

Unterließen wir das, so machten wir uns selbst der Piraterie schuldig, wenn auch nur der einfachen, das heißt, wir stellten uns außerhalb der Gesetze und wurden deshalb, sobald die Geschichte herauskam, zur Verantwortung gezogen, wurden bestraft, dem Kapitän und den Offizieren wurde das weitere Befahren der sonst ganz freien See als verantwortliche, vereidigte Schiffer verboten.

Und uns fiel doch gar nicht ein, uns solchen Eventualitäten auszusetzen, oder überhaupt wegen dieses Schuftes unser bisheriges, herrliches Leben aufzugeben. Man muß nur auch bedenken, daß jetzt doch ausgekundschaftet werden mußte, wem die abgenommenen Waren gehört hatten, die mußten den Besitzern, Reedereien und Handelsfirmen wieder zugestellt werden, was das für ungeheure Arbeit kosten würde!

I, uns fiel es ja gar nicht ein, uns mit allen diesen weiteren Sachen zu befassen! Nur schleunigst wieder fort von hier!

Also mit solchen romantischen Ideen oder geschäftlichen Angelegenheiten hielten wir uns gar nicht auf, sondern unsere Beratung galt nur der schnellsten Erledigung dieser ganzen Sache.

Ich fasse es kurz zusammen. Wir ließen zwei Dutzend unserer bewährtesten Leute als Wächter hier zurück, auch die beiden Schwestern blieben freiwillig, weil sie hier doch am besten Bescheid wußten, wir anderen steuerten mit dem Schiffe noch am Nachmittage wieder zu dem Kanal hinaus, mußten wieder solch eine schreckliche Höllenfahrt durchmachen und vermochten hinterher gar nicht zu begreifen, wie alles so gut ablaufen konnte.

Wir nahmen Kurs nach Port Stanley, um in diesem nächsten Hafen, ob er nun englisch oder argentinisch war, unsere Entdeckung zu melden.

Kam inzwischen der SEETEUFEL zurück, so blieb es ganz der Beratung der beiden Schwestern und des ersten Offiziers überlassen, ob sie ihn in die Luft sprengten oder nicht, ob sie sich einstweilen in den oberen Etagen bis zu unserer Rückkehr verschanzen wollten. Das einfachste war wohl, sie ließen das ganze Schiff mit diesen Bluthunden gleich von der Bildfläche verschwinden.

Wir hatten gar nicht nötig, Port Stanley anzulaufen. Angesichts der östlichen großen Insel erblickten wir eine englische Kreuzerfregatte, in der wir alsbald

wieder den DUKE OF GLOCESTER erkannten, dessen Ziel eben Port Stanley gewesen war.

Ich begab mich mit der Patronin unverzüglich an Bord hinüber, erstattete Bericht, der gleich protokolliert wurde.

Der englische Kriegskapitän glaubte natürlich anfangs, wie seien irrsinnig und erzählten ihm ein Märchen, mußte es aber zuletzt wohl glauben, und da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen.

Dann sofort, da er nicht unbedingt nach Port Stanley mußte, zu den beiden Schwesterfelsen zurück. Es waren ja nur 30 Seemeilen, die wir in noch nicht drei Stunden machten, so erreichten wir sie noch vor Dunkelheit, das verabredete Signal, daß alles in Ordnung sei, wurde von oben gegeben, die ARGOS machte die Einfahrt vor, das englische Kriegsschiff folgte nach, was freilich vorher viel Überredungskunst gekostet hatte.

Im Laufe der Nacht wurde dem englischen Fregattenkapitän alles übergeben, am anderen Morgen fuhr die Argos wieder hinaus, auch die beiden jungen Damen mitnehmend.

So, nun mochte das englische Kriegsschiff und überhaupt die englische Regierung sehen, wie sie mit alledem fertig wurden. Wir hatten unsere Pflicht getan, uns kümmerte das alles nicht mehr.

Da es sich hierbei um Waren handelte, die ihren Besitzern durch Menschengewalt, nicht durch Naturgewalten verloren gegangen waren, so gab es keinen Bergelohn, sondern nur einen Finderlohn, zwanzig Prozent des Wertes der Waren, und den hatten allein wir zu beanspruchen. Mit dem Fortschaffen der Waren mochten sich nur andere abmühen, wofür sie nur ihre Kosten beanspruchen durften.

Wir richteten den Schnabel unseres Schiffes, nach Nordosten, um erst einmal zu untersuchen, was es mit der vierten geographischen Bestimmung, die sich auf die Westküste Afrikas bezog, für eine Bewandtnis habe.

